



# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

**Redaktion:**  
Leipzig, Tauchaer Straße 10/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 18 098.

**Anserte** kosten die 7gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorrath 30 Pfg. Schwere Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4506 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Der Fugenburg-Prozess wurde bis zum Freitag vertagt. Die Verteidigung will 922 Zeugen vernahmen lassen.

Die Revision des Vorwärtsredakteurs Genossen Dr. Ernst Meyer wegen angeblicher Beleidigung des Kronprinzen ist vom Reichsgericht verworfen worden.

Ueber die politische Tätigkeit des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie wird wiederum kompromittierendes Material veröffentlicht.

Die Serbenmorde in Bosnien werden jetzt auch durch Budapest und Wiener Meldungen bestätigt.

Die serbische Regierung protestiert in einer amtlichen Kundgebung dagegen, daß die serbische Nation für das Verbrechen in Serajewo verantwortlich gemacht werde.

## Franz Ferdinand.

Aus Wien schreibt man uns: Mit Franz Ferdinand verschwindet nicht einer von jenen Kronerben, von denen dreizehn aufs Duhnd gehen. Er ist eine Persönlichkeit von harter ausgeprägter Eigenart gewesen und hat auf die Politik des Habsburgerreiches in den letzten fünfzehn Jahren einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Er hatte starke Ueberzeugungen und wollte sie zur Geltung bringen, er war ehrgeizig und konnte den Beschäftigungen und Vergnügungen, mit denen sich die Thronfolger gewöhnlich die Wartezeit vertreiben, keinen Geschmack abgewinnen — der starke Wille zur Macht, der in ihm lebte, verlangte nach andern Befriedigungen. Und sie wurden ihm; es gelang Franz Ferdinand, sich durchzusetzen: er wurde der andre Kaiser. Insbesondere in der Armeepolitik ließ ihm Franz Josef in der letzten Zeit freie Hand. Voriges Jahr ernannte er ihn zum Generalinspektor der gesamten bewaffneten Macht. Aber auch sonst zeigte es sich immer deutlicher, daß der Erbe der Krone bereits eine Macht besaß, die sich gewöhnlich der Träger der Krone vorbehält.

Das Programm des Thronfolgers lautete: Absolutismus, Merkantilismus, Militarismus, Marinismus, Imperialismus. Er träumte von einem Großösterreich, dessen Völker eine starke Fürstenhand im Zaume hielt. Das *suprema lex regia voluntas* (Des Königs Wille ist das erste Gesetz) war, wenn er es auch öffentlich nie gesagt hat, sein Leitpruch. Seinen starren Katholizismus hat er zu wiederholten Malen demonstrativ hervorgekehrt. Zum erstenmal im Jahre 1909 auf einer Reise durch die Kronländer. Zwei Jahre später übernahm er das Protektorat über den katholischen Schulverein, die stärkste und streitbarste Organisation des öster-

reichischen Merkantilismus. Als er im Jahre 1902 nach Petersburg reiste, wollte er den Grafen Johann Zichy, den Führer der ungarischen Merkantilen, als Ehrenkavallerie mitnehmen. Der liberale Ministerpräsident Szeil nahm aber diese Demonstration nicht ruhig hin, und da ihm der Kaiser recht gab, mußte Franz Ferdinand auf die Begleitung Zichys verzichten. Er nahm aber auch seinen andern ungarischen Kavallerier an den Zarenhof mit. Nach seiner Verheiratung mit der Gräfin Sophie Chotek umgab er sich mit einem Hofstaat von böhmischen Aristokraten, denen Feudalismus und Merkantilismus Selbstverständlichkeiten waren. Die Merkantilen erzählten gerne Geschichten von seiner Frömmigkeit. So soll er auf einem Spazierritt vom Pferd gestiegen und das Knie gebeugt haben, als ihm ein Geistlicher entgegenkam, der mit der Monstranz zu einem Sterbenden ging. Und als vor kurzem Wilhelm II. in Konopischt war, stand in allen Zeitungen zu lesen, der Thronfolger habe, weil er seinem Gast zu Ehren gerade an einem Freitag ein großes Festmahl geben wollte, für sich und die Seinigen die kirchliche Erlaubnis, an diesem Freitag Fleisch zu essen, eingeholt.

Mit den Ungarn hatte er, zur Freude der Großösterreicher, auch öfters Differenzen. Er lebte ihrem Streben nach staatlicher Selbständigkeit, wenigstens soweit es auf die Aufhebung der Einheit des Heeres gerichtet war, den schroffen Widerspruch entgegen, und es kam deswegen auch im ungarischen Parlament einige Male zu scharfen Auseinandersetzungen. Wenn Franz Ferdinand nach Budapest reisen mußte, um in Vertretung des Kaisers die Delegationen zu eröffnen, so hielt er sich dort nie länger auf, als notwendig war. Man erzählt sich auch verschiedene Ausrufe von ihm, die sein Verhältnis zu der ungarischen Reichshälfte — und nebenbei auch seine allgemeinen politischen Anschauungen — deutlich erkennen lassen: Unter andern soll er einmal erklärt haben, Ungarn brauche wieder einen Haynau. Das Wort ist, wenn er es nicht gesagt hat, jedenfalls in seinem Geist erkunden.

Sehr energisch hat Franz Ferdinand in die äußere Politik des Reichs eingegriffen. Allerdings ist es ihm da nicht immer gelungen, seinen Willen durchzusetzen, aber vieles hat er doch erreicht. Wenn es heute einen österreicherischen Imperialismus gibt, so hat der Thronfolger so viel dazu beigetragen, als ein einziger eben kann. Alle Wünsche des Militarismus und Marinismus fanden in ihm einen begeisterten Anwalt. Doch sich das österreicherische Heer (ohne daß die dreijährige Dienstzeit wirklich abgeschafft worden wäre) und noch zweiwöchentliche Dienstzeit ist ein Schwindel) und noch viel mehr die österreicherische Kriegsstärke in den letzten Jahren so unheimlich reich und stark entwickelt haben, entsprach ganz und gar den Ansichten und Absichten des kommenden Mannes, und die Hurligkeit, mit der unsere bürgerlichen Parteien seit Jahren alle Forderungen der Militär- und Marineverwaltung erfüllten, ist auf seinen Einfluß zurückzuführen. Auch in der Balkanpolitik der Monarchie machte sich sein Wille geltend, freilich nicht in dem Maße, wie er es

gewünscht hätte: zu dem aktiven Eingreifen Oesterreichs in die Balkanwirren, das nach seinem Sinn gewesen wäre, kam es nicht. Auch die „Ausnandernehmung“ mit Italien, die der Thronfolger sehrjüchtig herbeiwünschte, unterblieb. Er erreichte nur, daß sich das Verhältnis der Monarchie zu Italien nach der Annexionstrieste gewaltig verschlechterte. Wenn es sich später wieder besserte, so geschah das gegen seine innersten Gefühle.

In dem Privatmann Franz Ferdinand mußte vor allem der starkentwickelte ökonomische Sinn auffallen. Er bewirtschaftete seine Güter selber und er bewirtschaftete sie so, daß jeder moderne Agrarier an ihm seine helle Freude haben mußte. Seine Arbeiter und Beamten allerdings dachten über seine wirtschaftlichen Grundzüge, soweit deren Anwendung ihre Verhältnisse bestimmte, wesentlich anders als seine Klassengenossen. Aber Franz Ferdinand fragte nicht danach. Er war überhaupt nicht gewohnt, nach der Meinung anderer zu fragen. Es machte ihm nichts aus, daß die Strenge, mit der er Holzdiebe verfolgte, nicht die allgemeine Zustimmung fand. Es verschlug ihm auch nichts, daß nicht überall die Schroffheit verstanden wurde, mit der er eines schönen Tags auf seinen schatzburgischen Besitzungen den Touristen die Wege sperrte, die sie früher ungehindert hatten benutzen können. Charakteristisch war auch seine leidenschaftliche Vorliebe für die Jagd. Es war ihm eine liebe Gewohnheit, sich mit der Flinte in der Hand durch seine Jagdreviere fahren zu lassen und alles Getier, das ihm dabei in den Weg kam, niederzuknallen. Auf diesen Ausflügen ließ er sich gerne von seinen Kindern begleiten. In einem selbstigen Widerspruch zu dieser Jagdleidenschaft stand sein Kunstsin. Er besaß große Kunstsammlungen, galt als Kenner namentlich auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst, interessierte sich lebhaft für Architektur und die Blumenzüchter und Gärtner erblickten in ihm einen hervorragenden Fachgenossen. Huldigte er als Ökonom den allermodernsten Grundzügen, so hing er als Kunstliebhaber am Alten. Er hat über manchen modernen Künstler ein sehr schroffes Urteil gefällt.

Popularität ist ihm versagt geblieben. Deutlich zeigt sich das jetzt nach seinem Tod, besonders denjenigen, die sich noch erinnern, wie die Nachricht von dem Ableben des Kronprinzen Rudolf wirkte. In Wien haben die Meldungen über die Mordtat in Serajewo keinerlei Erregung hervorgerufen. In den Privathäusern kommen nur langsam, unter dem Druck der bürgerlichen Presse, schwarze Föhnen zum Vorschein, das bürgerliche Leben geht seinen gewöhnlichen Gang, als ob nichts geschehen wäre, und in Straßenbahnwagen und Wirtschaftshäusern kann man von ehrsamem Spießbürgerlichen Aeußerungen über den Toten hören, die nicht sehr ehrerbietig klingen. Und wie in der Hauptstadt, wird es wohl auch in der Provinz sein.

Da Franz Ferdinand eine morganatische Ehe geschlossen hat, sind seine Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen. An seine Stelle tritt der sechszwanzigjährige Erzherzog

## Feuilleton.

### Per Holt.

Von Johan Ekjoldborg.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Feldt.)

1) Nachdruck verboten.

Per Holt war also von Guldholm fortgeschickt worden, um den Giftstoff zu entfernen, der sich eingeschlichen hatte. Man wollte nicht, daß die Leute auf Guldholm von den modernen aufklärerischen Gedanken angesteckt würden; es war schlimm genug, daß es war, wie es war. Solche Dinge zu verhindern und andre davor zu schützen, das war eine Pflicht, die gebildete Menschen sowohl Gott als der Gesellschaft gegenüber hatten.

Das Rittergut wollte einem solchen Unruhestifter nicht einmal einen Wagen leihen, damit er sein Eigentum fortschaffen konnte. Per hatte Mittel Krat vom Knurrhause mieten müssen mit seinem alten schwarzen Pferd, das genau einen solchen Buckel auf dem Rücken hatte wie Mittel Krat selber.

Als Per Holt sich am Eingange des Waldes umwendet und einen Blick auf das Schloss zurückwirft, auf die Felder des Ritterguts, die Scheunen, Ställe und Nebengebäude, auf die ganze Welt und Atmosphäre, die bisher sein Leben ausgemacht hat, da fühlt er, daß es mit dem Hölleleben auf dem Rittergut ein für allemal ein Ende hat.

Als er zwischen den Bäumen ist und der Wald sich hinter ihm schließt, ist ihm, als sei er mit diesem Lebensabschnitt fertig.

Sophie atmet tief auf und seufzt: „Gott sei Dank!“ Einen Augenblick ist es, als höben sich die dunklen Erinnerungen von ihrer Brust und flatterten davon wie eine Schar Vögel. Der kühle, duftende Waldeshauch streicht wohlthuend über ihre müden Augen und sie blickt freudig zu Per empor. Die beiden haben jetzt dieselben Gedanken,

Niemals ist ihnen der Wald so frisch erschienen wie heute. Wie ein Bad wirkt er auf sie. Der Duft ist erfrischend, er löst manches Schwere aus dem Gemüt. Und wie stolz sich die üppigen Buchen über dem grünen Waldboden mit dem feinen Waldmeißler und dem ständig wechselnden Sonnensieden wölben! Hört, wie die Insekten summen! Dort ertönen aus der Tiefe des Waldes die dunkell klingenden Laute der Schwarzdrossel, und es wird so herrlich einsam ringsum. Per und Sophie blicken einander an, als verständen sie sich besser in dieser Stille.

Und lächelnd geben sie sich Träumereien hin.

Von neuen Zeiten. Von einer besseren Zukunft. Bis der Wagen über eine Brücke raselt, die aus unebenen Steinen besteht, so daß das Fuhrer, das ihre armenigen Mobilien enthält, hin und her schwankt. Ein Bach eilt unter der Brücke hin, so eilig, so eilig ins Land hinaus. Sie sollen denselben Weg.

Ja, da draußen liegt also jetzt die Zukunft.

Bad haben sie den Wald durchquert und sehen die Bauernsiedelungen vor sich. Hier in diesen stillen Dörfern herrscht ein ganz andres Leben als auf dem lärmersüßten Rittergut.

Sie blicken sich wieder an, Per und Sophie. Sie haben beide denselben Gedanken, und in ihrem Herzen ist dieselbe Hoffnung und auch in ihren Augen. Nun aber nähern sie sich dem Fallinger Kirchhof zur Rechten, und Sophie beginnt zu weinen.

Dabei ist nichts zu machen. Seit dem Unglück mit den Kindern bricht sie dann und wann in solch hilfloses Weinen aus.

Per bemüht sich um sie und drückt heimlich ihre Hand. Mittel Krat, diese Mißgestalt, redet mit dem Pferd, weil er wohl begreift, daß die andern von ihren eignen Gedanken in Anspruch genommen sind, und weil sein eigener Mund nicht gut stille stehen kann. Auch er blickt voll Mitgeföhl auf Sophie. Beide Männer hegen den Wunsch, sie fühlten zu lassen, daß sie den Schmerz der noch nicht vernarbten Wunde begreifen,

Mittel lenkt den Wagen auf den Fallinger Kirchhof, und zwar auf die Seite, die zum Dorf hinausführt, und dann schreiten sie gemeinsam zu den drei kleinen Kindergräbern hin, die sie hier haben. Daß doch auch ihre kleinen Kinder so elendiglich umkommen mußten, weil sie beide zur Arbeit auf dem Rittergute abwesend waren. Das Grauen über dieses Brandungsglück schlägt wieder über ihrem Haupt zusammen.

Sophie beugt sich hinab über die Gräber, die sie mit ihren Händen streicht, als wären es die lebenden Kinder selber. Sie preßt ihre Hände ineinander, als wolle sie die kleinen Wesen um Verzeihung bitten, daß sie damals nicht zu Hause bei ihnen war. Sie schreit laut vor Verzweiflung. Per blickt sich um und versucht liebevoll sie zu beruhigen, was auch ein wenig zu helfen scheint.

Aber plötzlich wirft sie sich auf die Knie, und indem sie den Kopf hin und her wirft, murmelt sie ganz unverständliche Dinge. Schon an dem Ton hört man, wie sehr ihr Herz gequält ist.

Per hebt sie auf und küßt ihr verweintes Antlitz, und dann fährt er sie vom Kirchhofe fort, dorthin, wo Mittel Krat mit dem schwarzen ihrer wartet.

Nach und nach versiegen Sophies Tränen, und noch bevor sie nach Demum kommen, ist sie wieder ganz ruhig geworden.

Beim Anblick der vielen kleinen Familienhäuser des Dorfes, die ihm eigentlich erst heute so recht auffallen, und als er sieht, wie frei und wie gemüthlich jede Familie hinter ihrem Garten zu leben scheint, sagt er unwillkürlich:

„Ja, das ist denn doch etwas ganz andres als das Rittergut!“

„Ja, Per,“ antwortet Mittel Krat, „ich glaube auch, daß es klug von dir war, hier hinaus zu ziehen!“ Mittel rinnt der Speichel aus dem Munde auf die Weste herab; die schwere Pfeife hängt beständig in einem Mundwinkel, und niemals nimmt er sie heraus. Mittel räuspert sich, er ist ganz froh, daß er wieder reden kann, „He, he, ich kenne